

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST



Dr. Ulrich Biechele  
Psychologische Lesben- und  
Schwulenberatung Rhein-Neckar

„Voll schwul!“ Den Titel dieses Vortrags habe ich nicht erfunden. Alle, die mit Jugendlichen leben und arbeiten, wissen, dass „schwul“ seit vielen Jahren eines der gebräuchlichsten Schimpfwörter auf unseren Schulhöfen ist, wenn nicht das gebräuchlichste. Und es hält es sich an dieser Spitzenposition und hat schon einige der schnelllebigen Modewellen in der Jugendsprache überlebt. Wie Sie wissen, meinen die Jugendlichen gar nicht speziell die sexuelle Orientierung, wenn sie „schwul“ sagen, sondern etwas Schlechtes allgemein.

Und so kann es schon einmal passieren, dass ein gut gemeintes Projekt in einer südwestdeutschen Kleinstadt einen Suchtpräventionskalender herausbringt mit der Botschaft „Nüchtern cool, Saufen schwul!!!“; szenisch dargestellt von Jugendlichen. Der Zweibrücker Jugendkalender 2013 ist 2012 entstanden, und wir können davon ausgehen, dass die pädagogischen Fachkräfte und die Jugendlichen, die daran mitgewirkt haben, sich nicht von Ressentiments gegen Minderheiten haben lenken lassen, zumal in unmittelbarer Nachbarschaft die Botschaft „Anderssein ist coooooool!“ zu finden ist. Sie haben es sicher gut gemeint und haben nichts gegen Schwule, wenn man sie fragen würde.

Jetzt könnten wir sagen: Zweibrücken ist weit weg, bei uns ist das anders... Wirklich? Es ist im Alltag schlimm genug, dass das Ressentiment, das hinter dem Schimpfwort steht, gesellschaftsfähig ist, dass ihm nicht widersprochen wird. Versuchen wir einmal den Perspektivenwechsel. Wie fühlt sich ein Junge, vielleicht fünfzehn Jahre, verwirrt durch Liebes- und sexuelle Gefühle zu den anderen Jungen, wie fühlt sich dieser Junge, wenn er in eine Jugendgruppe geht, in der alles unwidersprochen „schwul“ ist, von dem man sich distanzieren möchte? Was wird er für Schlüsse daraus ziehen? Auf jeden Fall wird er lernen, dass Schwulsein etwas Minderwertiges ist, das man besser versteckt, wenn man keine Probleme bekommen will. Besser man passt sich an, und vielleicht kann man ja diese bedrohliche Veranlagung sogar ändern... Ein Sechzehnjähriger drückt das so aus:

*„Ich muss ständig aufpassen, dass ich nicht als schwul geoutet werde, da ich das nicht will. Ausserdem habe ich keinen Freund, der mir Rückhalt gibt, wenn ich – wie zur Zeit – im Stress bin, einen Menschen, wo ich mich anlehnen kann, mich ankuseln kann. So einen Menschen zu finden, ist für heterosexuelle Jugendliche weitaus leichter. Ausserdem fehlt bei vielen schwulen Jugendlichen die Akzeptanz zu Hause. Sie müssen ihre ohnehin schon sehr schwierige Jugend oft völlig alleine meistern“ (Matze, zit. nach Biechele, 2001/2009).*

Das Zitat ist fünfzehn Jahre alt, es könnte aber genauso gut von heute sein. Ich will Ihnen heute näher bringen, was wir aus der Forschung und aus der praktischen lesbisch-schwulen Jugendarbeit darüber wissen, wie nicht-heterosexuelle Jugendliche leben. Dabei werde ich zunächst auf Grundlagen der sexuellen Identität eingehen, um dann die Meilensteine der homosexuellen Entwicklung zu beschreiben. Schliesslich möchte ich Ihnen – darum sind wir heute hier – vorstellen, was es für nicht-heterosexuelle Jugendliche bedeutet, auf dem Land zu leben. Zuletzt möchte ich auf die Bedeutung der lesbisch-schwulen Community eingehen – genau diese Community war es übrigens auch, die dafür gesorgt hat, dass der Zweibrücker Jugendkalender aus dem Verkehr gezogen wurde – das sei am Rande erwähnt.

Eine Anmerkung: wenn wir von nicht-heterosexuellen Jugendlichen sprechen, meinen wir damit nicht nur Lesben und Schwule, wir meinen damit auch transgender,

# „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

intersexuelle und allgemein queere Jugendliche, und ich bin meiner Mitreferentin sehr dankbar, dass sie diesen queeren Blick bereits vom Titel ihres Vortrags an pflegt. Ich bin noch als altmodischer Schwulenforscher sozialisiert und als solcher eingeladen. Bitte sehen Sie mir nach, wenn schwule Jugendliche im folgenden ein leichtes Übergewicht haben, das liegt daran, dass ich darüber selbst geforscht habe und auch in der Beratung primär mit männlichen Erwachsenen und Jugendlichen arbeite.

## Sexuelle Identität

Wie soeben erwähnt, kann eine nicht-heterosexuelle Entwicklung auch etwas anderes bedeuten, als schwul oder lesbisch zu werden. Es hilft, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die sexuelle Identität nicht nur aus einer, sondern aus vier Dimensionen besteht: dem biologischen Geschlecht, dem sozialen Geschlecht, dem psychologischen Geschlecht und der sexuellen Orientierung.

Das biologische Geschlecht definiert sich über die primären und sekundären Geschlechtsmerkmale. Eindeutig? Nur scheinbar. Es gibt einen Anteil intersexueller Menschen, die sich biologisch nicht binär einem der beiden Geschlechter männlich/weiblich zuordnen lassen. Bereits bei der Geburt befinden sie sich ausserhalb der heterosexuellen Norm.

Ebenfalls ausserhalb der heterosexuellen Norm befinden sich Menschen, die die zugewiesene Geschlechterrolle (das soziale Geschlecht) in Frage stellen, indem sie sich rollenuntypisch verhalten. Ein Mädchen, das Fussball spielt und an Autos bastelt, stellt die heterosexuelle Normvorstellung in Frage, aber das heisst nicht, dass sie deswegen lesbisch sein muss.

Die dritte Dimension ist die Geschlechtsidentität (psychologisches Geschlecht). Menschen, die überzeugt sind, einem anderen als dem biologisch festgestellten Geschlecht zuzugehören oder die sich als queer empfinden, also sich in keine Geschlechterschublade stecken lassen, sprengen ebenfalls die heterosexuelle Norm. Mein Eindruck in der Arbeit der Beratungsstelle und im Austausch mit Kolleg\_innen ist, dass gerade das Thema Transgender in der Jugendarbeit in den letzten Jahren enorm an Bedeutung gewonnen hat.

Von der vierten Dimension, der sexuellen Orientierung, also dem Schwul-, Lesbisch-, Bisexuellsein, ist im folgenden die Rede. Seien wir uns aber bewusst, dass es in der Jugendarbeit darum geht, allen Jugendlichen gerecht zu werden. Viele der Erkenntnisse und Schlussfolgerungen treffen wohl auch auf transidente, intersexuelle, asexuelle, queere Jugendliche zu, vieles wird aber auch noch in den kommenden Jahren eigens nachzuforschen und umzusetzen sein.

## Warum gibt es Homosexualität?

Gegenfrage: warum müssen wir das wissen? Soll das Homo-Gen gefunden werden, damit die Pharmaindustrie einen Geschäftszweig in der Prävention unerwünschter Geburtsergebnisse entwickeln kann? Das kollektive homosexuelle Gedächtnis hat noch keineswegs vergessen, dass noch vor weniger als siebzig Jahren unsere Lebensform „ausgemerzt“ werden sollte, als eine Seuche, die den „gesunden Volkskörper“ bedrohte.

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

Tatsache ist, dass es immer, in allen Kulturen und in allen Schichten, gleichgeschlechtlich liebende Menschen gegeben hat. Die Auseinandersetzung mit dieser Lebensform fand in der Regel in den Bereichen Kunst und Religion sowie im Strafrecht statt. Erst mit der Medikalisierung unseres Alltags im 19. Jahrhundert trat die Medizin auf den Plan. Männliche Homosexualität wurde als psychiatrische Krankheit definiert, die weibliche Homosexualität wurde nicht ernst genommen. Man hielt sie nicht in dem Ausmass für straf- und behandlungswürdig. Erst Anfang der neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts wurden mit der letzten Reform des §175 Straftatbestände abgeschafft, die nur für Homo- nicht für Heterosexuelle galten, wurde mit der Revision des psychiatrischen Diagnosesystems ICD-10 der Status der psychiatrischen Erkrankung überwunden. Trotzdem: wie können wir erklären, dass es Homosexualität gibt? Wie so oft in den Humanwissenschaften erkennen wir, dass auch dieses Phänomen auf einem Zusammenspiel genetischer, existentieller, lern- und umweltbedingter Faktoren beruht. Genetik spielt eine Rolle, das wissen wir aus Zwillingsstudien. Was hingegen klar widerlegt ist, sind Theorien, die von „Verführung“ oder „Erziehungsversagen“ handeln. Das überrascht Sie jetzt vielleicht nicht – hoffentlich nicht. Denken Sie aber daran, dass gerade die letzt genannte Theorie – bewusst oder unbewusst – in vielen Elternköpfen herum-schwirrt und ihnen das Leben mit ihren non-konformen Kindern schwer macht, und den Kindern selbst dadurch auch. Hier kann Jugendarbeit durch ein einfaches Statement „niemand hat einen Fehler gemacht. Es ist o.k.“ schon einiges für ein leichteres familiäres Leben tun.

### Häufigkeit

Wie oft kommt Homosexualität vor? Wie viele Lesben und Schwule und Bisexuelle gibt es? Landläufig ist von einem Prozentsatz zwischen fünf und zehn Prozent die Rede. Wenn wir uns neuere Untersuchungen aus Westeuropa und Nordamerika ansehen, ergibt sich meist ein „harter Kern“ von 3-4% selbst identifizierten homo- und bisexuellen Männern und Frauen. In der US-amerikanischen National Intimate Partner and Violence Survey (Walters et al., 2013) geben 1,3% der Frauen an, lesbisch zu sein, 2,2% bezeichnen sich als bisexuell. Bei den Männern ist das Bild (wie fast immer in diesem Zusammenhang) mehr polarisiert: hier bezeichnen sich 2% als schwul und 1,2% als bisexuell. Ich habe vom „harten Kern“ gesprochen, wir müssen uns auch mit dem nächsten „Ring“ befassen: denjenigen Menschen, die sich nicht als homo- oder bisexuell bezeichnen (um das Stigma nicht auf sich beziehen zu müssen). Das betrifft hauptsächlich Männer, die berüchtigten „Men who have Sex with Men“, die MSM. Berüchtigt ist diese Gruppe deswegen, weil sie die schwierigste Zielgruppe bei der Prävention sexuell übertragbarer Infektionen sind. Sie praktizieren aber schwulen Sex, fühlen sich aber weder von Präventionsbotschaften für Heterosexuelle noch von solchen für Schwule angesprochen. Einige haben vor einigen Jahrzehnten gedacht, dieses Phänomen würde mit der zunehmenden Anerkennung homosexueller Lebensformen verschwinden. Dem ist nicht so, vor allem nicht in Zeiten des Internet. together in NRW berichtet von zahlreichen Jungen, die mit einer perfekten heterosexuellen Fassade leben und ihre schwulen Bedürfnisse über schwule Dating-Portale mehr oder weniger anonym ausleben. Darüber sollten wir in der Jugendarbeit Bescheid wissen. Wir sollten wissen, dass in einem Portal wie planetromeo.com Verkehrsformen herrschen, die von Erwachsenen geprägt sind, und dass es auch Portale gibt wie together-virtuell.de, die jugendgerecht sind und die Jugendlichen in ihrer Ganzheit ansprechen.

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

Welchen Prozentsatz der Jugendlichen betrifft also die Frage, lesbisch, schwul oder bisexuell zu sein? Es dürften die fünf bis zehn Prozent sein, von denen immer die Rede ist. Denn zu den beiden bisher genannten Gruppen sind noch diejenigen zu rechnen, für die das ein Thema ist, weil sie sich vom eigenen Geschlecht erotisch angezogen fühlen und durchaus zu erschüttern sind, wenn sie mit markigem Heterosexismus konfrontiert werden. Emnid ermittelte für diese Gruppe einen Anteil von knapp 20% bei den Frauen und knapp 10% bei den Männern (Emnid, 2001).

### Meilensteine: der erste Gedanke

Trotzdem beißt die Maus keinen Faden ab: schwul oder lesbisch zu werden bedeutet erst mal, verdammt einsam zu sein. Im Eingangsstatement haben wir das schon gehört. Was sagt die Empirie? Das Coming-out, also das Wissen, lesbisch oder schwul zu sein und das Bekenntnis dazu, verläuft grob gesagt in drei Schritten: den ersten Gedanken „bin ich anders?“, der Sicherheit „ich bin lesbisch/schwul“ bis zur Information bedeutsamer Anderer. Dieser Prozess kann die ganze Spanne der Adoleszenz in Anspruch nehmen, wie wir gleich noch sehen werden.

Wie alt sind die Jugendlichen beim ersten Gedanken „bin ich anders ... vielleicht lesbisch ... vielleicht schwul???“ Eine Untersuchung, die ich 1998/99 im Auftrag des Niedersächsischen Sozialministeriums durchgeführt habe, ergab einen Median von 12,8 Jahren (Biechele, 2001 und 2009; der Median ist der Wert, bei dem 50% der Untersuchten ein Ereignis erreicht haben und 50% noch nicht. Aus meiner Sicht eignet sich der Median für solche Fragen der Jugendforschung besser als der Mittelwert, weil er im Gegensatz zu diesem die Einbeziehung derer ermöglicht, die antworten „ich habe das noch gar nicht erlebt“ - das nur am Rande für die Statistik-Interessierten). Bei Mädchen ergab sich in einer vergleichbaren Untersuchung ein Mittelwert von 13,1 Jahren (Watzlawick, 2004). Auf die Frage, ob sie zu diesem Zeitpunkt irgendwelche Schwulen gekannt haben, antworteten 76% der Jungen in meiner Untersuchung mit „nein“. Ich habe mir anlässlich der heutigen Tagung die Daten nochmals angesehen. Es gab hier keinen Einfluss der Grösse des Wohnorts. Diaspora ist auch in den grossen Städten.

Also: ich kenne keinen, der so ist wie ich vielleicht bin oder werden muss oder soll oder will. Woran orientiere ich mich? An dem, was ich über Lesben und Schwule höre, lese, sehe. Ein Praktikant in unserer Beratungsstelle, Marc Fischer, hat in seiner Bachelorarbeit, die er vor wenigen Tagen abgegeben hat, über internalisierte Homonegativität geforscht. Er hat unter anderem die Frage untersucht, welche Aussagen über Lesben und Schwule die Teilnehmer\_innen besonders geprägt haben. Zunächst die Aussagen über Schwule (Fischer, 2013):

Zunächst die Aussagen über Schwule (Fischer, 2013):

Schwule sind: „sauber, einfühlsam, sensibel, verständnisvoll, kulturbegeistert, kreativ, freundlich, selbstständig, sozial kompetent, kommunikativ, engagiert, gut gekleidet, Gestik/Mimik, können gut kochen“

Das sagten: Freunde (18,1%), Kollegen (4,8%) ...

... „arrogant, weibisch, feminin, schwach, Tunten, Kellner, Koch, Friseur, schwuchtelig, pervers, pädophil, sexbesessen, zickig, HIV-Positiv, oberflächlich, ansteckend, krank, untreu, egoistisch, Weicheier, handwerklich unbegabt“

Das sagten: Mitschüler (8,5%), Freunde (6,6%) ...

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

Nun die Aussagen über Lesben, die geprägt haben:

Lesben sind: „handwerklich begabt, kämpferisch, kreativ, taff, selbstständig, alternativ“

Das sagten: Freunde (18,1%), Kollegen (4,8%) ...

... „Männerhasser, von einem Mann traumatisiert, noch nicht den richtigen Mann gefunden, Mannsweiber, Emanzen, keine richtigen Frauen, tragen Holzfällerhemd, hart, pervers, krank, klein, dick, unfreundlich“

Das sagten: Mitschüler (8,5%), Freunde (6,6%) ...

Wenn sich unsere Erheiterung über diese Schubladen und die Empörung darüber, dass zur Stereotypisierung von Frauen es offenbar ohne Männlichkeit als Maßstab nicht geht, gelegt haben, wird uns klar, dass diese Stereotypen nicht nur andere geprägt haben, sondern auch uns selbst. Und hier setzt die Aufgabe an jeden und jede von uns an: überlassen wir uns diesen Stereotypen nicht blind, sondern setzen uns mit ihnen auseinander! Was daran ist nützlich für uns alle, die wir uns in der Welt orientieren wollen, was tut weh und was lehnen wir ab und wollen es transformieren? Setzen wir uns solcher Art fruchtbar mit unseren hellen und dunklen Seiten auseinander, profitiert die Arbeit mehr davon, als wenn wir gut gemeint, aber wenig reflektiert sagen „kein Problem – bei uns sind alle willkommen!“

### Meilensteine der schwulen Entwicklung

Willkommen sollen alle sein, natürlich, aber nicht alle sind gleich. Einige bringen Hintergründe und biographische Ereignisse mit, die andere nicht haben. Für die schwule Entwicklung bedeutet das:

	Dannecker 1974	Biechele 2001
Erster Gedanke, schwul zu sein „Kannst du damals Schwule?“: nein	15,2 (Median)	12,8 (Median) 76 %
Sicherheit, schwul zu sein „Kannst du damals Schwule?“: nein	18,0 (Median)	16,0 (Median) 53 %
Erster gleichgeschlechtlicher Sex Noch kein schwuler Sex	15,8 (Median)	17,0 (Median) 11 %
Bei erster Person geoutet bei niemandem geoutet k. A.		18,0 (Median) 4,8% 4,1%

Wir sehen hier, dass es im Durchschnitt über fünf Jahre dauert vom ersten Gedanken, vielleicht schwul zu sein, bis hin zum ersten Sprechen darüber. Fünf Jahre Einsamkeit sind eine lange Zeit. Meike Watzlawick (2004) hat gezeigt, dass es dieses Moratorium, also die Zeit der Unklarheit in Bezug auf die eigene sexuelle Identität, genauso im Lebenslauf lesbischer Mädchen gibt. Drei Jahre nach dem ersten Gedanken, vielleicht schwul zu sein, ist sich der Heranwachsende sicher. 53% der Teilnehmer geben an, dass sie auch zu diesem Zeitpunkt keine anderen Schwulen kannten. Auch hier macht es statistisch keinen Unterschied, ob sie auf dem Land oder in der Grossstadt wohnen. Der Unterschied fängt jetzt an: Da wo es eine

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

schwule Jugendgruppe gibt, kann der Jugendliche endlich seinesgleichen kennenlernen, kann endlich ein bisschen Pubertät ausprobieren (das „Willst Du mit mir gehn?“, das heterosexuelle Jugendliche in der Schule ausleben, bleibt dem jungen Schwulen im „normalen“ Alltag verschlossen). Da wo es die schwule Jugendgruppe nicht gibt, bleibt er weiter auf sich allein gestellt. Ich habe Ihnen in der linken Reihe die Zahlen danebengestellt, die Martin Dannecker (1974) in seiner klassischen Untersuchung „Der gewöhnliche Homosexuelle“ ermittelt hat. Was wir sehen, ist, dass Gedanken und Sicherheit heute früher da sind, dass sexuelle Erfahrungen später einsetzen. Dies ist ein Zeichen von Normalisierung. Damals, vor Stonewall und der allgemeinen sexuellen Revolution nach 1968, gab es kaum eine andere Pforte ins homosexuelle Leben als den Sex, da Homosexualität im sozialen Raum keinen Platz hatte. Das hat sich geändert, Gott sei Dank, oder vielmehr, auch den Menschen sei Dank, die für Emanzipation gekämpft haben.

	Heterosexuelle Jungen; Wiesner & Silbereisen 1996*	Schwule Jungen Biechele 2001*	Lesbische Mädchen Berlin 1999*
Zum ersten Mal richtig verliebt sein	15,2	16,9	13,1
Erste heterosexuelle Erfahrungen	16,7	74,5% haben keine sexuelle Erfahrung mit Mädchen/Frauen	16,6
Erste homosexuelle Erfahrungen		16,7	18,7
Erster fester Freund/ erste feste Freundin	16,8	19,2	

\* Mittelwerte

Normalisierung ja – Normalität noch lange nicht. Wenn wir die Adoleszenz schwuler Jungen mit der heterosexueller Jungen vergleichen, sehen wir deutliche Unterschiede. Das Muster „verliebt, gepoppt, verlobt“ passt nicht für schwule Jungs. Sie verlieben sich, haben Sex, aber den ersten festen Partner haben sie erst Jahre später. Heisst das, sie sind sexfixiert, wie es das Vorurteil nahelegen könnte? Das heisst es nicht. Aus der Prosa in den zahlreichen offenen Fragen meiner Untersuchung geht eindeutig hervor, dass es den bestimmenden Wunsch nach einer Partnerschaft gibt. Nur: es gibt so wenige, die in Frage kommen, und da niemand von der Homosexualität weiss und wissen darf, und in der Schule schon gar nicht, steht man vor fast unüberwindlichen Hindernissen, wollte man eine Liebesbeziehung mit allem, was dazugehört, auch leben (Wiesner und Silbereisen, 1996; Biechele, 2001 und 2009).

Bei den lesbischen Mädchen sieht das Bild nochmal anders aus. Sie verlieben sich schon viel früher, machen aber zunächst keine sexuellen Erfahrungen. Die kommen dann im gleichen Alter wie bei den Jungs. Aber: in der Mehrzahl sind das zunächst heterosexuelle Erfahrungen. Die Mädchen versuchen also eher als die Jungen, sich in die heterosexuelle Rolle zu begeben. Erst zwei Jahre später ist der innere und äussere Weg dann frei, sexuelle Kontakte mit anderen Mädchen/Frauen einzugehen (SNSJS Berlin, 1999).

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

### Coming-out / Outing

Das Coming-out, also das Bekennen der eigenen Homosexualität, heute auch Outing genannt, ist das zentrale Lebensereignis im lesbischen und schwulen Leben. Alle haben grosse Angst davor, müssen meist jahrelang Anlauf nehmen. Wo sind junge Menschen heute out? Out sind bei Freund\_innen 86%, bei der Mutter 77%, bei Geschwistern 66%, beim Vater 64%, bei sonstigen Angehörigen 61%, bei Kolleg\_innen 46%, bei Mitschüler\_innen 29%, bei Lehrer\_innen 21%, bei niemandem / k.A. 9%.

Diese Zahlen von Fischer (2013) beziehen sich auf beide Geschlechter. Frappierend ist der Unterschied zwischen dem ersten Wert (86% Freund\_innen) und dem drittletzten (29% Mitschüler\_innen). Auch wenn wir konzedieren, dass ein Teil der Proband\_innen nicht mehr in die Schule geht, bleibt doch die Diskrepanz, dass man/frau sich die Freund\_innen tunlichst ausserhalb der Schule suchen muss.

Lohnt sich die Angst, wie verlaufen denn die Outings (Outing für das selbst inszenierte Coming-out – zu unterscheiden vom Outing, das jemand anders über mich hereinbrechen lässt, das ich also nicht selbst steuern kann)? Fischer (2013) bekam folgende Antworten:

	positiv	negativ
Mutter	30%	33%
Vater	21%	28%
Geschwister	45%	8%
Freund_innen	73%	2%

Wir sehen, dass die schwierigsten Prozesse mit den Eltern ablaufen. Die Jugendlichen wissen also, warum sie so lange zögern, „es“ ihren Eltern mitzuteilen. Das ist auch ein Punkt, den wir in der Jugendarbeit immer auf dem Schirm haben müssen: So oder so beschäftigt es die Jugendlichen, wie ihre Eltern reagieren, egal ob sie es ihnen schon gesagt haben oder (noch) nicht.

Das Jugendnetzwerk Lambda NRW hat 2005 in der Untersuchung „Wir wollen's wissen“ männliche und weibliche Jugendliche nach ihren Erfahrungen im Coming-out gefragt. 37% gaben an, Freund\_innen verloren zu haben. Immerhin 18% haben neue Freund\_innen gewonnen, das waren aber leider nicht unbedingt diejenigen, die Freund\_innen verloren hatten. Jeweils 4% berichteten, dass sie aus der Familie ausziehen bzw. den Arbeitsplatz wechseln mussten, das heisst dass fundamentale Lebens Elemente weggebrochen sind. Ein weiteres Ergebnis dieser und anderer Studien ist, dass je jünger die Jugendlichen beim Outing sind, sie desto mehr Diskriminierungen erleben als solche, die sich später, also eher in Richtung Erwachsenenalter, outen (vgl. Schwules Netzwerk NRW, 2005; Sielert und Timmermanns, 2011). Auch das sollten Fachkräfte in der Jugendarbeit wissen, wenn sie mit Jugendlichen über das Für und Wider von Outing ins Gespräch kommen (wollen).

Es bleibt aber nicht bei diesen Formen von „Dissen“. Alle Untersuchungen, die danach fragen, ermitteln einen beträchtlichen Anteil von physischen Gewalterlebnissen. Bei Jungen sind das eher Angriffe Unbekannter im öffentlichen Raum, bei Mädchen eher sexuelle Gewalt im sozialen Nahfeld (vgl. Haas und Reipen, 2006). Ich wollte aber noch auf einen Lebensbereich eingehen, der alle betrifft, und von dem wir schon gesagt haben, dass er wahrscheinlich der homophobste ist, nämlich

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

die Schule. Wobei ich an dieser Stelle anmerken möchte, dass mir der Begriff Homophobie gar nicht so gut gefällt. Es geht ja nicht darum, dass Nicht-Homosexuelle Angst vor Homosexuellen haben, sondern dass sie, warum auch immer, Homosexuelle spüren lassen, dass sie in ihren Augen minderwertig sind. Darum spreche ich lieber von Homonegativität. Was berichten also die Teilnehmer meiner Untersuchung über die Schule (Biechele, 2001 und 2009):

Lehrer_innen war es peinlich und sie taten, als hätten sie nichts gehört	22%
Lehrer_innen haben Schwule verteidigt	18%
Lehrer_innen haben mitgelacht bzw. zugestimmt	26%
Ich habe selber mitgelacht	46%
Ich habe die Schwulen verteidigt	22%
Andere Schüler_innen haben die Schwulen verteidigt	24%

Vermutlich kann man diese Ergebnisse nicht so einfach auf die Jugendarbeit übertragen. Trotzdem sollten wir versuchen, uns reinzudenken: warum halten sich die Lehrer\_innen so auffällig zurück und schwimmen lieber mit dem Strom? Das dürfte eine Menge damit zu tun zu haben, dass man oder frau selbst Angst hat, von den Jugendlichen für schwul bzw. lesbisch gehalten zu werden und Autorität zu verlieren. Die Frage dazu ist: wollen wir wirklich so defensiv leben in unserem Beruf - ganz egal ob wir selbst homo- oder nicht homosexuell sind? Tut das uns und der Sache gut?

### Belastungen und Hilfebedarf

Ich hoffe, es ist ein bisschen deutlich geworden, dass ein nicht-heterosexueller Lebenslauf gerade in der Adoleszenz mehr kritische Lebensereignisse bereithält als ein heterosexueller. Das sehen auch die (schwulen) Jugendlichen selbst so und geben zu über zwei Dritteln an, dass sie wegen ihres Schwulseins mit grösseren Belastungen fertig werden müssten als gleichaltrige Heterosexuelle (Biechele, 2001 und 2009). Als belastend oder sehr belastend werden diese Themen benannt: Partnerschaft / Liebeskummer (54%), Einsamkeit (47%), Sorgen wegen HIV/Aids (40%), Kontakt zu anderen Schwulen (37%), Unzufriedenheit mit dem Sexualleben (34%), Outing in der Familie (33%).

Es wurde schon erwähnt, dass die grösste aller Belastungen nicht von aussen kommt, sondern von innen:

*„Mit 14 habe ich versucht, mir mit Tabletten und Alkohol das Leben zu nehmen. Aus den anfänglich negativen Gefühlen meiner Orientierung gegenüber war inzwischen Selbsthass geworden (weil ich es nicht schaffte, meine Empfindungen zu unterdrücken oder zu ändern). Nachdem es mit meinem ersten (heimlichen) Freund auseinander gegangen war und ich absolut niemanden hatte, mit dem ich über die ganze Thematik sprechen konnte bzw. wollte, habe ich die Situation einfach nicht mehr ertragen“ (Versuchsperson 362; Fischer, 2013)*

Die internalisierte Homonegativität, in einfachen Worten der schwule oder lesbische Selbsthass ist der grösste Belastungsfaktor für die seelische Gesundheit. Alle Studien berichten von einem mehrfach erhöhten Suizidrisiko im Adoleszenzalter (vgl. Plöderl et al., 2013, Sielert und Timmermanns, 2011). Lesbische Mädchen und Frauen sind einem erhöhten Risiko von Depressionen und Substanzmissbrauch



## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

ausgesetzt, zudem werden sie häufiger Opfer von sexueller Gewalt (Dennert, 2005; Wolf, 2004). Schwule Jungen und Männer erkranken häufiger als die heterosexuellen Gleichaltrigen an Depressionen und Angststörungen. Aus diesem Grund bedürfen sie auch deutlich häufiger als ihre Peers fachlicher psychologischer Behandlung (Biechele, 2001 und 2009). Dieser Befund spiegelt sich auch in den Erfahrungen von together wider.

Ein Themenfeld, auf das ich heute nicht eingehen kann, ist die Situation nicht-heterosexueller Jugendlicher mit Migrationshintergrund. Sie können sich vorstellen, dass z.B. in Familien mit streng muslimischer Ausrichtung noch wesentlich massivere Probleme bestehen. Das wäre vielleicht irgendwann einmal einen eigenen Fachtag wert.

### In der Stadt und auf dem Land

Die Frage, die uns heute vor allem beschäftigt, ist: wie leben nicht-heterosexuelle Jugendliche in ländlichen Regionen und was kann die Jugendarbeit für sie tun? Den ersten Teil der Frage möchte ich mit Daten beantworten, die ich in meiner Untersuchung gesammelt habe. Bezüglich der folgenden Merkmale ergab sich ein statistisch signifikanter Einfluss der Grösse des Wohnorts (Biechele, 2009):

- Höhere soziale Konformität auf dem Land
- Eindeutig größere Identifikation mit der Community in der Stadt
- Wahrnehmung höherer externer Homonegativität und höhere internalisierte eigene Homonegativität auf dem Land
- Eindeutig mehr bedeutsame Andere, bei denen man sich outen kann, in der Stadt
- Mehr Belastung durch Gedanken an Outing auf dem Land
- Mehr Erfahrung physischer Gewalt und mehr Therapieerfahrung in der Stadt

Mir ist keine vergleichbare Empirie zu lesbischen Mädchen bekannt, aber die meisten Faktoren dürften auf sie genauso zutreffen wie auf die Jungen. Was können wir tun? - Richtig! Die Jugendarbeit verqueeren! Darüber hören wir gleich mehr.

Zwei Dinge möchte ich aber noch loswerden. Erstens: es scheint evident zu sein, dass queere Angebote in der Jugendarbeit von Nutzen sind. Aber kann man das auch belegen? Man kann.

In meiner Untersuchung hatte ich aus verschiedenen Variablen wie z.B. der Zahl schwuler Freunde und dem Grad der Anbindung an die schwule Szene einen Faktor gebildet, der das Konstrukt „Szeneidentifikation“ abbildete. Die Teilnehmer, die höher mit der Szene identifiziert waren, haben sich in einigen Dimensionen signifikant von denen unterschieden, die weniger Identifikation mit der Szene aufwiesen: Sie haben insgesamt weniger Angst, berichten über grössere psychische Stabilität und weniger psychosoziale Belastung. Sie haben mehr Selbstbewusstsein und haben besser gelernt, bei Bedarf aktiv Hilfe zu suchen. Das sollte es uns wert sein, weiter in die Verqueerung der Jugendarbeit zu investieren.

## „VOLL SCHWUL!“ - WARUM ES NOCH LANGE NICHT NORMAL IST

Das letzte Wort sollen die Jugendlichen selbst haben. Sie haben bei der schon erwähnten Lambda-Untersuchung ziemlich genau beschrieben, wo der weitere Bedarf liegt (Schwules Netzwerk NRW, 2005):

- Bessere regionale Erreichbarkeit
- Mehr Unterstützung beim Coming-out
- Weniger psychosoziale Belastung
- Mehr Sexualaufklärung / STI-Prävention
- Stärkere Vernetzung der Jugendangebote
- Angebote für Eltern
- Allgemein: Für mehr Akzeptanz in Gesellschaft und Schule sorgen

Einigen der hier genannten Ziele sind Sie hier in NRW schon näher gekommen, und dazu darf ich, der ich aus einem südlichen Bundesland komme, Sie hier in NRW und speziell den SVLS und das Projekt together auch einmal beglückwünschen. Und so wie ich die Akteurinnen und Akteure hier kennengelernt habe, werden Sie zielstrebig weitermachen. Viel Erfolg!

